



Der jüdische Galerist Paul Rosenberg zählte zu den bedeutendsten Kunsthändlern des 20. Jahrhunderts. Zu den Künstlern unterhielt der leidenschaftliche Kenner, der »seine Bilder liebt wie lebendige Wesen«, enge persönliche Beziehungen: Picasso malte Porträts seiner Familie; Braque und Leger gingen in der Galerie Rue La Boétie 21 ein und aus – bis die Nazis die bedeutende Sammlung moderner Kunst plünderten und den Ort zum Zentrum ihrer Hetzpropaganda machten.

Die französische Starjournalistin ANNE SINCLAIR ist die Enkelin des berühmten Kunsthändlers und Galeristen Paul Rosenberg. Fünfzehn Jahre lang moderierte sie die populäre und mehrfach preisgekrönte Fernseh-Interviewsendung Sept sur Sept. Anne Sinclair ist Autorin mehrerer Bücher und leitet die französische Ausgabe der Huffington Post.

Anne Sinclair

Lieber Picasso,  
wo bleiben  
meine Harlekine?

Mein Großvater,  
der Kunsthändler Paul Rosenberg

*Aus dem Französischen  
von Barbara Heber-Schärer*

btb

Für meine Mutter Micheline Rosenberg-Sinclair

# INHALT

Prolog	7
Rue La Boétie	22
Die Nummer 21 unter den Deutschen	28
Floirac	42
Im Centre Pompidou	56
Gennevilliers	61
Händler	68
Châteaudun, Opéra und Madison Avenue	81
Mother and Child	103
Paul und Pic	107
Boulevard Magenta	134
Pi-ar-enco	149
Paul und Amerika	159
Die Kriegsjahre in New York	164
Aus den Augen, aber nicht aus dem Sinn	174
Der Zug, Schenker und die Kunst des Möglichen	183
Epilog	201
Danksagung	204
Bibliografie	205
Bildnachweis	207



## PROLOG

**E**IN REGENTAG ANFANG 2010. Wegen einer Demonstration ist mein Viertel von der Polizei gesperrt, die Umgebung der Bastille ist unpassierbar, und ich kann mein Auto nicht einfach stehen lassen. Endlich vor einem Polizeikordon angekommen, der den Boulevard Beaumarchais abriegelt, lasse ich mein Fenster herunter und frage den regenüberströmten Polizisten, ob ich wie die anderen Anwohner durchfahren darf. »Ihre Papiere«, bittet er müde. Ich bin gerade erst umgezogen, die neue Adresse ist weder in meinem Führerschein noch in meinem Personalausweis eingetragen. Er bedauert, mein Wort allein genüge nicht. Ich brauche eine Wohnsitzbescheinigung. Ich kann nicht nach Hause zurück.

Kurz darauf schreibe ich nach Nantes an das Amt, das die Geburtsurkunden für im Ausland geborene Franzosen ausstellt, und sobald ich das Dokument in Händen habe, gehe ich zur Polizeipräfektur, um die nötigen Papiere vorzuzeigen: den gewünschten Auszug aus dem Geburtsregister und meinen erst vor Kurzem erneuerten Personalausweis, der noch sieben Jahre gültig ist.

Lange Warteschlange, Ticket am Eingang, ich ziehe eine Nummer und betrachte in den anderthalb Stunden Wartezeit all die Leute, die hier für ihre Personalausweise oder Pässe anstehen. Ich sehe auch, wie die müden, zu wenigen Angestellten

mit den verloren wirkenden Gesuchstellern umspringen. »Madame, wir müssen schließlich wissen, ob Sie aus Guadeloupe sind oder nicht!«, fährt man eine alte Dame an, in einem Ton, in dem man wohl kaum gefragt hätte: »Aus welchem Departement kommen Sie?«

Ich bin an der Reihe und ziehe die geforderten Dokumente aus meiner Mappe. Der Herr-hinter-dem-Schalter äußert sein Erstaunen, dass ich im Ausland geboren bin. Ich antworte, dass ich tatsächlich in New York, also ganz offensichtlich im Ausland zur Welt gekommen bin, weshalb meine Papiere von dem Amt in Nantes ausgestellt wurden. Da verlangt er die Geburtsurkunden meiner Eltern. Ich erspare ihm ihre Geschichte und warum sie sich nach der Entlassung meines Vaters aus den Freien Französischen Streitkräften de Gaulles in New York begegnet sind; ich verkneife mir auch, zu erklären, dass ich dort nur zufällig geboren wurde und schon mit zwei Jahren mit meiner Familie nach Frankreich kam, um dort den Rest meines Lebens zu verbringen – um ein Haar hätte ich nach Entschuldigungen gesucht, nicht auf französischem Boden geboren zu sein ...

Stattdessen äußere ich mein Erstaunen über seine beharrliche Forderung nach den Geburtsurkunden meiner Eltern. Auf der meinen, sage ich, steht doch – schauen Sie, Monsieur –, dass Anne S. die Tochter von Robert S. und Micheline R. ist, beide in Paris geboren. Also bin ich schon durch Abstammung Französin. Dann führe ich meinen vor drei Jahren ausgestellten und bis 2017 gültigen Personalausweis ins Feld. Sollten die Behörden plötzlich Zweifel an seiner Rechtmäßigkeit haben, sei es an ihnen, Beweise zu erbringen.

Aber er besteht darauf: Diese Papiere sind nach den neuen



Richtlinien von 2009 für jeden Staatsbürger erforderlich, der sein »Franzosenstum« beweisen wolle.

»Sind Ihre vier Großeltern Franzosen?«, fragt der Herr-hinter-dem-Schalter.

Ich fürchte, ihn falsch verstanden zu haben, und bitte ihn, die Frage zu wiederholen.

»Sind Ihre vier Großeltern in Frankreich geboren oder nicht?«

»Das letzte Mal, als man derartige Fragen gestellt hat, ließ man die Menschen anschließend in einen Zug nach Drancy steigen!«, sage ich erstickt.

»Wie? Was für einen Zug? Wovon reden Sie? Ich sage Ihnen noch einmal, dass ich dieses Dokument brauche, kommen Sie erst wieder, wenn Sie es haben.« Und er entlässt mich grob, indem er meine Mappe zu mir schubst, die, wie es der Zufall will, auch noch gelb ist ...

Sinnlos, diesem Beamten eine Nachhilfestunde in Geschichte zu geben, da ihm die Vichy-Gesetze nichts sagen und ihm auch keiner der für diese neuen Richtlinien Verantwortlichen erklärt hat, dass man Formulierungen, die an unselige Zeiten erinnern, besser vermeiden sollte.

Erbittert gehe ich. Ohne es diesem pflichtbewussten Beamten wirklich übel zu nehmen, aber mit dem Gefühl, dass meine Geburt verdächtig ist, als gäbe es zwei Kategorien von Franzosen und einige wären es mehr als andere. Dann fällt mir auf, wie absurd das alles ist, hatten mir doch vor Jahren die französischen Bürgermeister in Unkenntnis dieses hässlichen Zweifels an meiner Herkunft die Ehre erwiesen, mein Bildnis als Verkörperung der nationalen Symbolfigur »Marianne« eine Zeit lang in ihrem Rathaus thronen zu lassen.

Es geht nicht einfach um bürokratische Schikanen. Was

mich alarmiert, ist die Wiederbelebung der ungesunden Debatte über die »nationale Identität«, die Frankreich vergiftet.

Der Vorfall erinnert mich an eine Geschichte aus meiner Jugend. Ende der Siebziger-, Anfang der Achtzigerjahre kamen nach und nach die Details der Shoah ans Licht, insbesondere die Beteiligung des Vichy-Regimes an der »Endlösung«. Der frühere Generalkommissar für Judenfragen, Darquier de Pellepoix, der in Spanien im Exil lebte, behauptete gar in einem *Express*-Interview ohne einen Hauch von Reue, man habe »in Auschwitz nur Flöhe vergast«. Dieses Interview gab Serge Klarsfeld den Anstoß zu seinen Nachforschungen und Klagen wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit, zuallererst – noch vor der Klage gegen Maurice Papon – gegen René Bousquet, den Generalsekretär der Polizei des Vichy-Regimes. In dieser Zeit erschienen viele Bücher zu diesem Thema, allen voran das der amerikanischen Historiker Michael Marrus und Robert Paxton, *Vichy France and the Jews*\*. Erst Forschungen ausländischer Historiker hatten für Aufklärung über die Rolle der Vichy-Regierung bei der Verhaftung und Deportation der Juden in Frankreich sorgen müssen! Damit begannen die großen Enthüllungen über diese finsternen Jahre. Gleichzeitig meldeten sich vermehrt Revisionisten wie Robert Faurisson zu Wort, der seither in Frankreich mehrfach wegen »Leugnung von Verbrechen gegen die Menschlichkeit« verurteilt wurde.

Zwanzig Jahre zuvor hatten meine Eltern eine alte Scheune in Fleury-en-Bière im Departement Seine-et-Marne als Wochenendhaus herrichten lassen.

\* Michael Marrus, Robert Paxton, *Vichy France and the Jews*, wiederaufgelegt Stanford 1995. Die frz. Übersetzung (*Vichy et les juifs*) erschien zuerst 1981 in Paris.

Mein Vater, der in der Kosmetikindustrie arbeitete, war froh, in diesem Dorf einen Kollegen zu treffen, Jean Leguay, Chef der Firma Gemey, die heute zur L'Oréal-Gruppe gehört.

Jean Leguay und mein Vater spielten gelegentlich zusammen Golf in Fontainebleau. Leguay kam oft zum Kaffee zu uns, in Begleitung seiner Frau Minouchette – für mich damals der Inbegriff des Snobismus des XVI. Arrondissements. Sie erzählte gern, sie hätte ihr Haus in diesem Dreihundert-Seelend-Dorf in »Dior-Grau« streichen lassen. Doch so eitel und dumm Minouchette war, so sympathisch und intelligent wirkte ihr Mann. Mein Vater schätzte seine Gesellschaft, und ich lief ihnen manchmal den ganzen Golfparcours nach, voller Freude, mit meinem Papa spazieren zu gehen.

Jean Leguay hatte das glatte Gesicht und den rosigen Teint eines Menschen, der gut schläft. Meine Mutter, immer in Sorge um meinen Vater, dessen Teint blass, manchmal sogar fahl war, hielt ihm Jean Leguay als Musterbeispiel für Gesundheit und Wohlbefinden – und ein gutes Gewissen vor.

Doch schon ein paar Jahre vor den neuen Büchern über die Mitwirkung der Vichy-Regierung an der Judenpolitik Nazi-Deutschlands war ein Buch von Claude Lévy und Paul Tillard mit dem Titel *La Grande Rafle du Vél d'Hiv*\* erschienen. Was dort geschah, wissen die Franzosen inzwischen, insbesondere seit der Rede von Jacques Chirac am 16. Juli 1995, in der er die Verantwortung Frankreichs und seiner Behörden für die Deportation der Juden anerkannte. Seither haben viele Bücher und Filme dafür gesorgt, dass die Fakten allgemein bekannt sind. Doch Ende der Sechzigerjahre wirbelte die Veröffent-

\* dt.: *Der schwarze Donnerstag: Kollaboration und Endlösung in Frankreich*, Freiburg und Olten 1968

lichung von Auszügen aus *La Grande Rafle du Vél d'Hiv* im *Nouvel Observateur* noch viel Staub auf.

Darin ging es auch um einen gewissen Leguay, dessen Vorname nicht genannt wurde. Er war von René Bousquet in die besetzte Zone entsandt worden und korrespondierte als Präfekt regelmäßig mit seinen Kollegen über praktische Fragen bei der Verhaftung der Juden. Er war an den Planungen und Vorbereitungstreffen für die Razzien im Juli 1942 beteiligt und leitete auch die Überstellung von Juden aus der freien Zone nach Drancy.

Wie Bousquet, der lange von seinen politischen Freunden gedeckt wurde, und wie Maurice Papon, der einzige hohe Vichy-Beamte, der in den letzten zwanzig Jahren verurteilt worden ist, war Jean Leguay ein finsterner Geselle, dessen Machenschaften lange im Dunkeln geblieben sind – wie die vieler Kollaborateure, deren Vergangenheit erst spät ans Licht kam.

Aber damals hätte ich auch jeden beschimpft, der mir erzählt hätte, dass siebenundzwanzig Jahre später ein Buch – mit Einverständnis des Hauptbetroffenen – die dunklen Jahre eines Mannes enthüllen würde, der mittlerweile französischer Präsident geworden war, François Mitterrand. Als Studentin am Institut de Sciences Politiques in Paris hatte ich in den Siebzigerjahren sogar handfeste Auseinandersetzungen mit den »majos« (den damals tonangebenden rechten Studentenvertretern des Instituts) gehabt, die im Gegensatz zu uns, den linken »minos«, behaupteten – leider zu Recht –, dass Mitterrand mit dem Orden des Vichy-Regimes, der Francisque, ausgezeichnet worden war, die Pétains besondere Wertschätzung ausdrückte!

In diesem Buch, *Une jeunesse française*<sup>1</sup>, erzählt Pierre Péan die zwielichtige Geschichte von Mitterrand und seinen alten Freunden, von ihrer dunklen Vergangenheit. Aber was mich erschütterte, war nicht die Enthüllung der schwarzen Flecken im Leben eines Vichy nahestehenden François Mitterrand, der später zu dem aktiven Widerständler François Morland wurde, sondern die Fortdauer seiner nie widerrufenen zweifelhaften Freundschaften. Seine Verbindung zu Bousquet vor allem, die vom Präsidenten selbst bestätigt und durch Privatfotos in Mitterrands Haus bezeugt wurde, als Bousquet seine verschiedenen Kampagnen finanzierte. Und die ebenso belastende Nähe zu Jean-Paul Martin, Mitglied des ehemaligen rechtsextremen Geheimbunds La Cagoule, bei dessen Begräbnis 1986 der Sarg auf Anordnung des amtierenden Präsidenten der Republik Frankreich mit der französischen Fahne bedeckt wurde!

Für mich gibt es ein vor und ein nach 1994. Ich war dem ehemaligen Präsidenten nach wie vor dankbar, dass er die Linke von dem Fluch befreit hatte, der sie am Regieren hinderte, und bewunderte ihn für seine Europapolitik. Aber den Glauben an die Aufrichtigkeit seines Engagements habe ich für immer verloren, ich hatte das Gefühl, verraten worden zu sein. Und diese Empörung, die Erschütterung meiner Überzeugungen, die Vergangenheit eines gewissen Frankreich, das für mich niemals *la France éternelle*, das ewige Frankreich sein wird, »vergehen nicht«,<sup>2</sup> sie waren prägend für mich.

1 dt.: Pierre Péan, *Eine französische Jugend*, München 1995

2 Dem Titel des Buchs von Eric Conan und Henry Rouso entlehnt, *Vichy, un passé qui ne passe pas* (Vichy, eine Vergangenheit, die nicht vergeht), Paris 1994.

Auf meinen Vater wirkten die Enthüllungen über die Razzia des Vél d'Hiv wie eine Bombe. Umso mehr, als sein Vater, der den gelben Stern trug, bevor er sich unter dem Namen Sabatier versteckte, von der Concierge des Hauses, in das er sich mit meiner Großmutter geflüchtet hatte, denunziert, von der französischen Polizei verhaftet und in Drancy interniert worden war.

Obwohl es hier um die Geschichte der Familie meiner Mutter geht, möchte ich an dieser Stelle doch auch kurz der Mutter meines Vaters gedenken. Marguerite Schwartz gelang es – wohl dank eines französischen Offiziers, der Zutritt zum Lager Drancy hatte –, als Krankenschwester verkleidet, mit einem geliehenen Rotkreuz-Wagen und falschen Papieren ausgestattet, meinen Großvater aus diesem Vorraum der Deportation herauszuholen. Von der langen Misshandlung im Lager stark geschwächt und schwer krank, starb er später zu Hause in seinem Bett statt in der Gaskammer in Auschwitz, für die ihn der nächste Transport bestimmt hatte.

An diesem Tag im Jahr 1967 nun konnte mein Vater kaum glauben, dass der für die Deportationen Verantwortliche derselbe Leguay war, der am Wochenende zuvor noch als Freund mit ihm Tee getrunken hatte.

Mit der Fotokopie eines Briefs, den der fragliche Leguay an die Deutschen geschrieben und den mein Vater im Centre de documentation juive contemporaine\* gefunden hatte, begab er sich zum Verband der französischen Kosmetikindustrie, dessen Mitglied er war, und bat den Vorsitzenden, ihm ein berufliches

\* Im Zweiten Weltkrieg heimlich gegründet und heute integraler Bestandteil des Mémorial de la Shoah in Paris. (A.d.Ü.)

Schreiben von Jean Leguay, dem Chef der Firma Gemey, zu zeigen. Beim Vergleich der Dokumente erblasste mein Vater: Die beiden Unterschriften waren identisch. Da erzählte er, was er über den Mann wusste, und verlangte seinen Ausschluss. Verlegene Ablehnung des Vorsitzenden. Nicht sehr mutig zweifelsohne, aber damals war man für dieses Thema noch nicht sensibilisiert und weit entfernt von dem Willen der heutigen Deutschen, ihre Vergangenheit vollständig offenzulegen. Die Angst vor einem Skandal war stärker als alles andere.

Daraufhin trat mein Vater selbst aus dem Verband aus, teilte Leguay in einem Brief mit, was er über ihn erfahren hatte, und bat ihn, künftig in Fleury-en-Bière die Straßenseite zu wechseln, damit er ihm nie mehr begegnen müsse. Leguay schickte ihm postwendend den Beschluss des Obersten Gerichtshofs von 1949, der ihn vollkommen reinwusch, wie das auch bei Bousquet und vielen anderen geschehen war.

Nebenbei gesagt: Gemey wurde damals von L'Oréal aufgekauft, einer Firma, von der man weiß, dass sie früher bekannte Kollaborateure beschäftigt hat: Jean Filliol (der vor dem Krieg versucht hatte, Léon Blum zu ermorden) war bei der Befreiung nach Spanien geflohen, wo er die spanische Niederlassung von L'Oréal leitete, und wurde in Abwesenheit zum Tode verurteilt, u.a. wegen Beihilfe zum Massaker von Oradour-sur-Glane durch die Nazidivision *Das Reich*. Ein anderer leitender Angestellter von L'Oréal, Jacques Corrèze, war früher einer der Hauptverantwortlichen im Geheimbund La Cagoule von Eugène Deloncle, der von Eugène Schueller, dem Vater von Lilliane Bettencourt, finanziert wurde. Jacques Corrèze war schon 1941 der LVF beigetreten, der Legion der französischen Freiwilligen gegen den Bolschewismus, die aufseiten der Nazis

kämpfte, und später der Division Charlemagne, jener Waffen-SS-Division, die überwiegend aus französischen Freiwilligen bestand. 1948 zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt, wurde er ein Jahr später entlassen und sofort von Schueller eingestellt, der ihn als Chef der dortigen Filiale nach Amerika schickte. 1959 amnestiert und in den Sechzigerjahren rehabilitiert, starb er 1991 in Paris, während das amerikanische Office of Special Investigations (OSS) wegen möglicher Kriegsverbrechen gegen ihn ermittelte.

Die Affäre Bettencourt, die freilich nichts mit dieser Vorgeschichte zu tun hat, hat vor Kurzem auch die Vergangenheit und die Freundschaften des Firmengründers Schueller wieder in die Schlagzeilen gebracht.

Das von Serge Klarsfeld zusammengestellte Dossier ermöglichte es der Justiz, Jean Leguay wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit anzuklagen. Ich erinnere mich, dass ich meinen Vater zu der Pressekonferenz mitnahm, auf der Klarsfeld bekannt gab, dass die Klagen gegen Bousquet und Leguay für zulässig erklärt worden waren. Das war 1979. Mein Vater, der genauso alt war wie Leguay, aber 1980 mit einundsiebzig Jahren relativ jung starb, hatte mir beim Verlassen von Klarsfelds Büro gesagt: »Du wirst sehen, er wird nach mir und friedlich in seinem Bett sterben.« In der Tat starb Jean Leguay 1989 vor der Eröffnung seines Prozesses. Immerhin stand im richterlichen Einstellungsbeschluss des hinfällig gewordenen Verfahrens ausdrücklich, dass »die Informationen es erlaubten, (...) seine Beteiligung an Verbrechen gegen die Menschlichkeit festzustellen«.



So harmlos die Episode in der Polizeipräfektur auch war, die dort gestellten Fragen nach meiner Identität weckten eine Flut von Familienerinnerungen.

Jahrelang hatte ich mich geweigert, mir die Geschichten aus der Vergangenheit anzuhören, die meine Mutter wieder und wieder erzählte. Nicht um irgendeinen Abscheu vor der Familie zu demonstrieren, sondern weil die Geschichte meiner Großeltern, die ich zu kennen glaubte, nicht die meine war, nicht mein Leben betraf. Offen gestanden langweilte sie mich auch ein wenig. Ich interessierte mich für Politik und Journalismus, die Anliegen meines Vaters waren mir näher als die meiner Mutter. Meines Vaters, der während des Krieges für das Freie Frankreich im Nahen Osten war; meines Vaters, der im Auftrag von General de Gaulle unter dem Namen Jacques Breton Journalist bei Radio Beirut war; meines Vaters, der mir stolz die Agenturmeldung zeigte, in der Goebbels den »Juden Sinclair«, wie er auf gut Glück, aber richtig riet, verunglimpfte und zum Tod verurteilte. Meines Vaters, der nach der Befreiung nach Paris zurückkehrte, um seinen Vater wiederzusehen, der seit Drancy schwer krank war und kurz darauf starb.

Auch wenn mein Vater dann eine Laufbahn als Manager eines Industrieunternehmens einschlug, die meilenweit von meinen eigenen Interessen entfernt war, waren mir doch seine in Tagebüchern festgehaltenen Kriegserinnerungen näher als die meiner Familie mütterlicherseits, die noch dazu dieser Kunsthändler-Großvater überstrahlte, den ich kaum kannte, denn als er starb, war ich erst elf. Kurz, ich stand insgeheim aufseiten meines »Heldenvaters«, der sich gutmütig über »Meine-Mutter-die-den-Krieg-in-der-Fifth-Avenue-erlebt-hat« lustig machte!

Mein Vater, Robert Sinclair, hieß in seiner Jugend Robert Schwartz. 1939 wurde er eingezogen und als einfacher Soldat zum Wetterdienst an die Front geschickt. Er war auf einem Grenzposten (an der Maginot-Linie?) und spielte mit einem Kameraden auf einem anderen strategischen Posten Schach, jeden Tag einen Zug, den sie sich bei ihren täglichen telefonischen Wetterberichten von der Front durchgaben. Sie warteten auf die Tataren, die nie kamen, sondern diese so vorhersehbare Verteidigungslinie einfach umgingen.

In dieser Zeit hat sich mein Vater so viele pseudowissenschaftliche Kenntnisse über Gewitterwolken angeeignet, dass er uns bei jedem drohenden Regenguss mit Erklärungen traktierte, die des Petit Larousse würdig waren. Wahrscheinlicher ist, dass er damals – wie in dem später mit Fernandel verfilmten Comic *Adamai aviateur* – beim Ziehen seines Turms oder Springers einfach nur die Hand ausstreckte und seinem Kollegen mitteilte: »Es regnet«, worauf der antwortete: »Hier auch.«

Fest steht, dass er, demobilisiert wie alle französischen Soldaten, die nicht in Gefangenschaft gerieten, und nach Paris zurückgekehrt, beim Anblick der Hakenkreuzfahnen auf den Champs-Élysées wie viele andere in Tränen ausbrach. Er musste an den 11. November 1918 denken, als er dort als Neunjähriger mit seiner Mutter den siegreichen Truppen von Marschall Foch zujubelte.

Da beschloss er, sich zu engagieren.

Da er nichts von den geheimen Verbindungen nach England wusste, erreichte er auf verschlungenen Wegen die Vereinigten Staaten, wo er sich den Streitkräften des Freien Frankreich anschloss, die ihn in den Nahen Osten schickten, nach Damaskus, Beirut und Kairo.

Bevor er das Schiff bestieg, das ihn ohne Beleuchtung, um dem Feind zu entweichen, durch den Atlantik und den Indischen Ozean dorthin brachte, erklärte man ihm, dass die Deutschen die Familiennamen aller französischen Offiziere kannten, die für de Gaulle kämpften und deren Familien in Frankreich geblieben waren. Um die Seinen zu schützen, musste er seinen Namen ändern. Da er dieselben Initialen behalten wollte, schlug er das New Yorker Telefonbuch beim Buchstaben S auf und stieß auf den typisch irischen Namen Sinclair, der in den USA so verbreitet ist wie bei uns Martin oder Dupont.

Ich war ihm immer ein bisschen böse, dass er den Namen nach dem Krieg behielt und später legalisieren ließ, damit verloren wir doch einen Teil unserer Identität. Aber unter diesem Kampfnamen war er bekannt geworden, er trug ihn stolz und wollte wohl auch seinen Nachkommen – seiner Tochter Anne zum Beispiel – die Gefahren ersparen, die ein jüdischer Name über seine Familie gebracht hatte.

Viele Kriegstraumatisierte haben nach der Befreiung ähnlich gehandelt, aber ich muss gestehen, dass ich diesen Namenswechsel immer als eine Art Verleugnung empfunden habe. Wahrscheinlich habe ich mich schon deshalb sehr früh zu meiner Identität als Jüdin bekannt. Deshalb auch haben mich die Leute erbittert, die dem Front National durch eine Änderung des Verhältniswahlrechts zur politischen Existenz verhelfen. Deshalb auch habe ich verbissen dagegen gekämpft, dass die Medien in den Achtzigerjahren dem FN großzügig Raum gaben, und mich dreizehn Jahre lang geweigert, Jean-Marie Le Pen in meiner Sendung *Sept sur sept* zu empfangen. Ein sinnloser und verlorener Kampf, wie sich am 21. April 2002 und in den folgenden Jahren gezeigt hat.

In meiner Jugend war ich also empfänglicher für die Geschichte meiner Großeltern väterlicherseits als für das Los derer, die sich, von den Nazis gesucht, zur Flucht entschlossen hatten und enteignet, ausgeplündert und ihrer Nationalität beraubt worden waren. Zudem wollte ich mir mein eigenes Leben aufbauen, ich zog das Fernsehen den Galerien vor, das öffentliche Leben war mir wichtiger als die Kunst, alte Zeitungen lieber als alte Gemälde.

Vor fünf Jahren starb dann meine Mutter. Und wie immer beim Tod eines Elternteils kehrte als Gewissenbiss all das zurück, was man zu fragen unterlassen hat oder nicht wissen wollte, ob aus Trägheit oder Überdruß, wieder und wieder dieselben Geschichten zu hören. Ich leerte die Schränke, die voller verstaubter Erinnerungen waren, fand alte Schlüsselbünde, abgetragene, altmodische Stolen, Familienfotos, seit Jahrzehnten angesammelte Stapel von Papier.

Dann wurde ich sechzig und lebte bis vor Kurzem in den USA, einem Land, das mich ständig an meine Kindheit und den Teil der Familie erinnerte, der dort Zuflucht gefunden hatte. Und nun riefen mir die französischen Behörden, indem sie mit gefährlichen Begriffen spielten, ins Gedächtnis, dass die französische Nationalität nicht selbstverständlich ist, auch wenn man sie immer gehabt hat. Dass sie sogar für die, die sie haben, unsicher ist, und schwer zu erlangen für all jene, die sie erhalten möchten. Und dass all dies in meiner Familie nicht zum ersten Mal passiert.

Jetzt sah ich, dass ich mir nicht einmal die Zeit genommen hatte, die Kartons aus der Wohnung meiner Mutter auszupacken, ich hatte sie in einem Schrank gestapelt. Sie waren voller Briefe und alter Akten, die ich zusammengerafft hatte,

ohne auch nur auf die Idee zu kommen, sie mir näher anzuschauen.

Fast wider Willen begann ich nun, mich in das Familienarchiv zu vertiefen, auf der Suche nach meinen Wurzeln und denen der Familie meiner Mutter.\* Ich wollte verstehen, wer ihr Vater, mein Großvater, war, der als leidenschaftlicher Verfechter der neuen Malerei so große Anerkennung gefunden hatte, doch während des Zweiten Weltkriegs zum Paria wurde. Und so entstand der Wunsch, die einzelnen Teile dieser von Kunst und Krieg geprägten Familiengeschichte wieder zusammenzufügen. Mich auf die Suche nach diesem Großvater zu machen.

Ich bin die Enkelin eines Herrn, der Paul Rosenberg hieß und in Paris wohnte, in der Rue La Boétie 21.

\* Unter den vergilbten Papieren entdeckte ich auch meine Original-Geburtsurkunde, nicht den von den Ämtern verlangten Auszug. Was hätte der Schalterbeamte der Präfektur – der immerhin den Anstoß zu diesem Buch gegeben hat – erst gesagt, wenn er gesehen hätte, dass ich als »Anne Schwartz, genannt Sinclair« geboren bin und dieser Personenstand erst 1949, als ich ein Jahr alt war, mit Beschluss des Staatsrats geändert wurde?